

Verlorene Heimat – gefundene Heimat: Die Integration als positive Kraft

Festvortrag in Sindelfingen am 25. Okt. 2014

70 Jahre ist es jetzt her, dass unsere Landsleute aus der Heimat vertrieben, in Lager gesperrt, deportiert und in vielfacher Form diskriminiert, ja getötet wurden. Es ist deshalb sinnvoll und eine Ehrenpflicht, dieser Ereignisse zu gedenken. Mein Festvortrag versucht dieser Aufgabe dadurch gerecht zu werden, dass er das seelische Leid der Betroffenen in den Mittelpunkt rückt, dann aber den Blick auf den Vorgang lenkt, der bisher leider unterbelichtet blieb, auf den wir aber alle voller Stolz zurückblicken dürfen: die donauschwäbische Form der Integration in die deutsche Nachkriegsgesellschaft.

Das seelische Leid, das den aus der Heimat Vertriebenen oder Flüchtenden widerfuhr oder das sie in Lagern bzw. auf der Flucht heimsuchte, blieb in der Vertreibungs- und Integrationsliteratur lange Zeit eine „Quantité négligeable“. Während äußere Verletzungen und materielle Verluste die notwendige Beachtung fanden und in der Regel entsprechende Hilfeleistungen nach sich zogen, blieben die seelischen Beschädigungen weitgehend unbemerkt: Man hatte kein Verständnis dafür bzw. die Betroffenen scheuten sich, davon zu sprechen; andererseits führten die erduldeten seelischen Verstümmelungen zu einer schweigenden Schockstarre, die jahrzehnte- oder ein ganzes Leben lang anhielt, weil sich über das „Unsagbare“ nicht reden ließ. Deswegen erschwerten solche seelischen Verletzungen die notwendige Eingliederung in die Wirklichkeit der neuen Heimat, bei vielen gelang sie ein ganzes Leben lang nicht, blieb die alte Heimat immer die „wahre Heimat“, von der man sich nicht lösen konnte.

Das rasche Vordringen der „Roten Armee“ in das westliche Banat und in die Batschka im Herbst 1944 lieferte dieses Heimatgebiet der Donauschwaben den nachrückenden Helfershelfern der Sowjets, den Titopartisanen, aus. Nicht einmal der Hälfte gelang noch rechtzeitig die zum Teil von der Volksgruppenführung organisierte oder private Flucht. Von heute auf morgen mussten viele Menschen, unter Zurücklassung fast ihrer gesamten Habe, die Heimat verlassen. Nun stellt der Verlust der Heimat an sich schon eine schwere Belastung dar. Größer ist die Not noch, wenn diese Heimat von den Vorfahren Meter für Meter durch harte Arbeit erobert werden musste. Die Heimat zu verlieren bedeutet nicht nur den materiellen Verlust alles dessen, was eigener Fleiß und Tüchtigkeit im Laufe eines Lebens aufgebaut haben, sondern die eigenen Lebenswurzeln aufgeben: Das einem von Kindheit an Vertraute, aus dem man Lebenszuversicht, Kraft und Sicherheit schöpft, das einem lieb und teuer ist und das einem den zugehörigen Platz zuweist. Vielen, vor allem älteren Flüchtenden, gelang es ein ganzes Leben lang nicht, diesen Verlust zu verschmerzen, ihre innere Mitte wiederzufinden. Sie gelangten nie mehr wieder zur Normalität, sie blieben künftig von ihrem Lebensnerv abgeschnitten.

Noch schlimmer traf es jedoch diejenigen, die der Aufforderung oder dem Rat zur Flucht aus Naivität oder Blindheit gegenüber den veränderten Verhältnissen nicht folgten. Da die Ideologen des Großserbischen Nationalismus ihre beanspruchten Gebiete sowieso von fremden Volkssplittern säubern wollten, und die Titopartisanen ihre deutschen Mitbewohner mit den nationalsozialistischen Feinden gleichsetzten, fielen die zurückbleibenden Jugoslawiendeutschen in die Hände ihrer erbittertsten Feinde, auch wenn sie sich völlig schuldlos fühlten. Sie wurden in Arbeits- und Hungerlager gepresst, wo sie von ihren neuen Herren rücksichtslos ausgebeutet, gepeinigt und generell menschenunwürdig behandelt wurden: Man gestand ihnen das bescheidenste Existenzminimum nicht zu, weder Nahrung, Kleidung noch eine zumutbare Unterbringung. Entkräftung, Hunger, schwere Krankheiten und Seuchen machten sich breit, die "Rachewillkür" der neuen Herren führte zu Mord und Totschlag sowie zu traumatischen Erlebnissen auf Seiten der überlebenden Gepeinigten. Viele wurden fortan Opfer dieser lebenslang quälenden Visionen. Auch die aus den übrigen donauschwäbischen Siedlungsgebieten Flüchtenden waren den Wut- und Rachegefühlen ihrer andersnationalen Nachbarn ausgesetzt, die sie mit den Nazis auf eine Stufe stellten. Schockerlebnisse als Folge dieser sich ungehemmt austobenden Vergeltungspsychose drückten sie lange Zeit nieder.

Wem die Flucht gelungen war, befand sich noch lange nicht am Ende seines Leidensweges. Hier galt es zunächst die Erfahrungen des ziellosen Unterwegsseins zu bewältigen. Sich einer ungewissen Zukunft zuzubewegen, nicht zu wissen, wo man den nächsten Tag verbringen würde, welche Gefahren – vor allem für die Treckflüchtlinge – einem bevorstünden, immer fremden, selten freundlich reagierenden Menschen zu begegnen, ob seiner Herkunft geächtet oder verspottet, meist falsch eingeschätzt zu werden, all das waren weitere "seelische Hautabschürfungen", die einen aus der Normalität warfen. Viele gelangten unterwegs in deutsche Flüchtlingslager. Gegen Ende des Krieges bedeutete dies meist schlechte Kost, äußerst beengte Raumverhältnisse, oft reduziert auf das Umfeld von Etagenbetten, primitivem Mobiliar, stets umgeben von den Requisiten der Flucht: Koffer, geschnürte Bündel und Rucksäcke; ferner Schmutz und mangelnde Hygiene, die zu Lausbefall und sogar Krankheiten führten; darüber hinaus galt es stets lästige Organisationsarbeiten zu erledigen und sich neuen Ortsverhältnissen anzupassen. Ein Umherschweifen ohne festen Lebensmittelpunkt und vage Zukunftsaussichten vor sich wirken auf die Dauer entmutigend, mindern die vorhandene Lebensenergie und fördern eine fatalistische Grundhaltung. Dies umso mehr, als mit der erzwungenen Preisgabe der Heimat auch der geistige Orientierungs- und Werterahmen verloren ging. Ohne ihn schränkte sich das Einschätzungsvermögen ein: von sich selbst, von anderen, von der täglichen Lebenslage und mündete in eine allgemeine Lebensunsicherheit.

Der Personenkreis, der sich auf die Flucht machte, umfasste in der Regel Großeltern, Mütter und deren Kinder. Die aktiven Männer standen ja im Krieg. Innerhalb der männerlosen Flüchtlingsgruppen mussten nun die Frauen die Verantwortung übernehmen. Sie, bisher nur für Haushalt und Kindererziehung zuständig, mussten nun lebenswichtige Entscheidungen treffen, mit den örtlichen Behörden verhandeln, das Lebensnotwendige an Nahrung und Kleidung herbeischaffen, die Kinder auf stetig wechselnde Situationen einstellen und beruhigen; in besonderen Notfällen mussten sie sogar um die blanke Existenz kämpfen, mitunter schwere Krankheiten auskurieren, lebensgefährliche Situationen abwehren, um das Leben ihrer Kinder kämpfen; schließlich war ihnen auferlegt, sich demütigenden Situationen auszusetzen, Vorurteilen zu begegnen, Schmähungen ob der eigenen Herkunft hinzunehmen, der darob sich verfestigenden Unsicherheit eine "Scheinsicherheit" entgegenzustellen, um bestehen zu können. All dies zu bewältigen erforderte ein Hinauswachsen über sich selbst angesichts existentieller Gefährdungen, wozu wahrscheinlich nur Frauen und Mütter in der Lage waren. Viele konnten den Verlust der Heimat, das Fehlen jeder Perspektive und die große äußere und innere Unsicherheit überhaupt nur dank ihres starken religiösen Glaubens bewältigen. Wie vielfach versichert wird, beteten viele Mütter und Großmütter auf der Flucht jeden Tag den Rosenkranz. Angesichts der Tatsache, dass einen die Flucht zu Wanderern und Heimatlosen gemacht hatte, war für viele die Bindung an Religion und die Verwurzelung im Glauben der einzige Halt und die einzige Zuflucht.

Selbst die Kinder ließ die Flucht in Pflicht und Verantwortung hineinwachsen. Schon noch nicht einmal Zehnjährige mussten ihren Müttern immer wieder beispringen: beim Aufpassen auf jüngere Geschwister, beim Bewachen des Gepäcks, beim Beschaffen neuer Informationen, bei Botengängen oder beim Tragen von Gepäck, schließlich durch Bezeugen von Vernunft und Einsicht oder Bewahren von Ruhe angesichts ernster Situationen wie Fliegerangriffen, Beschießungen, heimlichen Grenzüberschreitungen und anderem. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass viele Kinder auf diese Weise viel rascher als im Normalfall den Ernst des Lebens" kennenlernten, dass sie zum Teil schon Aufgaben von Erwachsenen übernehmen mussten. Sie sahen sich auf diese Weise in kurzer Zeit Erfahrungen gegenüber, die Normal Kinder vielleicht nicht einmal in einem Jahrzehnt machen. Einerseits wurden sie so schon sehr früh reif, entwachsen dem Kindesalter, andererseits ging ihnen die "unbeschwerter Kindheit" verloren. Das schlug sich in späteren Jahren in größerer Sensibilität, Verlust von Spieltrieb, überaus großem Ernst und einem Defizit an Heiterkeit und Unbeschwertheit nieder.

Die traumatischen Erlebnisse im Zusammenhang mit Flucht und Vertreibung mussten die Betroffenen alleine bewältigen. Der erste große und kollektive Schritt dazu war die Charta der

Heimatvertriebenen von 1950, wo die ganze Gruppe im Verzicht auf Rache und Gewalt ein Zeichen der Versöhnung zu setzen versuchte. Versöhnung aber bedeutet in gewisser Weise einen Befreiungsschlag zu führen, um ein Ventil für den breiten Strom an Traumatisierungen zu finden und in einem Akt der „Selbstüberwindung“ die Verursacher von körperlichem und seelischem Leid nicht mehr verfolgen zu wollen. Allerdings ließen sich die seelischen Verstümmelungen trotz dieses Aktes guten Willens nicht aus der Welt schaffen. Wie ein Forscherteam der Universität Greifswald nachweisen konnte, unterdrückten zahlreiche Vertriebene ihre verletzten Gefühle von damals aus Angst, sie könnten wiederkehren. Die ‚emotionalen Narben‘ erschütterten nicht nur das Vertrauen in den Prozess der Beheimatung, sondern in den Bestand der Dinge überhaupt. Dieser besonders sensiblen Gruppe unter den Vertriebenen blieb die alte Heimat der sichere Urgrund, von dem man sich nicht trennen konnte und wollte und daher auch in der „Fremde“ an ihm festhielt. Sie litt ein Leben lang an Heimweh und tat sich schwer, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden. Eine echte Integration konnte unter diesen Umständen nur teilweise oder überhaupt nicht gelingen.

Nach den Forschungsergebnissen des oben genannten Teams setzte sich die Angst mit ihren Folgen sogar in der nachfolgenden Generation fort: Solche Kinder seien „weniger widerstandsfähig und ängstlicher als ihre Altersgenossen“.

Dieser Leidensweg von Flucht und Vertreibung fand noch während des Krieges oder nach der deutschen bedingungslosen Kapitulation nur ein scheinbares Ende. Die Ankunft der „Neubürger“ in Deutschland und Österreich verlief keineswegs so, wie erwartet. Zwar waren die deutschen Städte zerstört, lag die Wirtschaft darnieder, war das Volk durch den Krieg ausgezehrt und ausgeblutet. Trotzdem gab es damals nicht, wie gerne behauptet, die „Stunde Null“. Bei vielen Einheimischen blieb der Zusammenhang und –halt der Großfamilie gewahrt, sie konnten in der Regel ihrer gewohnten Arbeit nachgehen, sie waren eingebunden in tradierte Verhältnisse und sie lebten aus ihren vertrauten Wertordnungen heraus. Das schuf relative materielle Sicherheit – zumal im Allgemeinen sich die Einbußen an Vermögen in Grenzen hielten – und ließ die Menschen trotz der demütigenden Niederlage im Krieg halbwegs ihr seelisches Gleichgewicht bewahren.

In diese noch einigermaßen geordnete Welt – vor allem auf dem Lande – brachen nun die Heimatvertriebenen ein. Man nahm sie als Habenichtse, Fremde, Andersartige, Störenfriede wahr und schätzte sie wegen ihrer bedauernswerten äußeren Verhältnisse entsprechend ein: als verwahrloste, schmutzige, minderwertige, aufsässige, ja lästige Eindringlinge, die nur Ansprüche stellten und nichts zu leisten bereit waren. Der Leidensweg der „Neubürger“ setzte sich also fort. Zwar gab es immer wieder auch Beispiele vorbildlicher Hilfsbereitschaft und

Menschlichkeit; andererseits steigerte sich die Abwehrhaltung der eingewohnten Bevölkerung auch zu Aggressivität, wenn z.B. Gedichtzeilen wie folgende entstanden: "Herrgott im Himmel, sieh unsere Not/wir Bauern haben kein Fett und kein Brot. Flüchtlinge fressen sich dick und fett und stehlen uns unser letztes Brot ...". Diese und ähnliche Aussagen sind an den Haaren herbeigezogene Behauptungen, denn so ganz ohne Fett und Brot waren doch die Bauern zu keiner Zeit; und dicke und fette Flüchtlinge werden ihnen nur ganz selten begegnet sein. Dahinter steht die Absicht, die lästigen Flüchtlinge schlecht zu machen. Es erhärtet aber die Tatsache, dass sich die seelische Not der Flüchtlinge in der neuen Heimat noch steigerte, sei es, dass sie, wie meist, in Lagern lebten, oder als Einzelfamilien nur kleine, unzureichende Wohnräume zugewiesen bekamen. Daran konnten auch die Hilfsbemühungen der Militär- oder Zivilbehörden nichts ändern. Die Neubürger erlebten diese Zeit als eine der Entwurzelung, da sie auf Gedeih und Verderb von anderen abhängig, an andere ausgeliefert waren, da sie selbst kaum Gestaltungsmöglichkeiten für ihr eigenes Leben fanden. Um alles Lebensnotwendige betteln zu müssen oder von Behörden abhängig zu sein (Lebensmittelkarten, Bezugsscheine) schüchterte viele aus ganz anderen Lebenswelten stammende Flüchtlinge ein oder kränkte sie in ihrem Status- und Ehrgefühl. Auch die Tatsache, dass viele donauschwäbische Flüchtlinge, sei es wegen des Schulbesuchs in serbischen und ungarischen Schulen, sei es, weil sie in ihrem Heimatdorf ausschließlich Dialekt gesprochen hatten, sich sprachliche Kommunikationsprobleme ergaben, trug zur allgemeinen Verunsicherung bei, ja führte zu ausgesprochenen Verständigungsproblemen.

Erst nach der Zuteilung eigener Wohnungen und, sehr bald, dem Bau eigener Häuser sowie dem Finden regelmäßiger Arbeit in vielfach neuen Berufen konnte der Prozess der Eingliederung in die deutsche Gesellschaft ihren Anfang nehmen.

Dazu zwei Beispiele: Albert G. aus Apatin hatte als Schiffer schon vor dem Zweiten Weltkrieg mehrmals Deggendorf passiert. Nach dem Krieg fand er bei der Firma Wallner, die den Deggendorfer Hafen betrieb, wieder Beschäftigung in seinem alten Beruf. Anfang der fünfziger Jahre erstand er auf einer seiner Fahrten auf der Donau zum Schwarzen Meer für ein Spottgeld eine Drahtseilrolle. Dieser Kauf bildete bald, zusammen mit dem schon erworbenen Baugrundstück, den Ausgangspunkt des kühnen Traumes, ein Haus zu bauen. Mit den 600 DM seines ersparten Geldes kaufte er zu Beginn des Jahres 1953 die notwendigen Grundstoffe für die Erstellung des Hauses: Ziegelsteine, Sand, Zement, Dachziegel und Bauholz. Beton für das Fundament musste aber selbst hergestellt werden, die Schlüsselfunktion hatte dabei die Drahtseilrolle mit siebenlitzigen Seilen. Seinem kleinen Sohn Jakob gab er den Auftrag, mit einem T-Träger sowie Hammer und Meißel zahlreiche 8-Meter-Seilstücke abzu-

meißeln und sie aufeinanderzustapeln. Diese verlegte er im Abstand von 10 cm zu einem Quadrat von 8 x 8 Metern. Die Kreuzungspunkte mussten mit feineren Drähten arretiert werden. Diese gewann der Junge dadurch, dass er ohne Handschuhe, mit bloßen Händen die sieben einzelnen Drähte eines Seiles gegen den Spiralwirbel aufzwirbelte. Mit diesen Drähten unterfädelt er jede Kreuzung und drallte sie oben zusammen: eine Knochenarbeit im wahrsten Sinne des Wortes

Ohne Betonmaschine musste man den Beton per Hand herstellen: Auf Blechen legte man etwa 25 Schaufeln Kies und drei bis vier Schaufeln Zement auf; die Mischung kam so zustande, dass zwei sich gegenüberstehende Männer Schaufelbreite für Schaufelbreite das Kies-Zementgemisch umpflügten. Da die Fundamentdecke in einem Tag fugenlos gemacht werden musste, arbeiteten etwa 20 Leute auf der Baustelle, lauter Verwandte und Landsleute.

Die Ausschachtung für das Fundament nahmen wieder Vater und Sohn mit dem bloßen Spaten vor, die Mauern zog der Firmpate des Sohnes, ein Maurer, hoch, den Dachstuhl fertigte ein gelernter Zimmermann, wieder ein Verwandter. Im Laufe des Jahres 1954 stand dann das Häuschen fertig da, angeblich das erste von einer Vertriebenenfamilie in Deggendorf erbaute Eigenheim. Das Geld für Fenster und Türen und sonstige Anschaffungen, die man nicht selbst herstellen konnte, sparte die Familie während der Bauzeit zusammen.

Innovative Ideen, Verwandtenhilfe sowie der Mut zu ungewöhnlichen Arbeitsgängen stehen hinter dem „Wunder“, mit 600 DM Eigenkapital und ohne jeden Kredit einen Hausbau zu beginnen.

Herr Josef N., geb. 1917 in Lazarfeld/Banat, übte nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft in der BR Deutschland insgesamt 13 Berufe aus. Er begann in der neuen Heimat als Hilfsarbeiter in einem Holzverarbeitenden Betrieb, musste aber wegen Kriegsverletzungen die Arbeit bald wechseln: Jetzt wirkte er als Maler, der Holzhäuser und Kirchen bemalte. Sein Stundenlohn betrug 79 Pfennige. Nebenbei betätigte er sich erfolgreich im Schwarzhandel in Straubing, verkaufte Zigaretten, Schnaps und Lebensmittel, die er sich mitunter vom Munde absparte. Nach einer vorübergehenden Beschäftigung als Schreiner kam er als Hilfsarbeiter zum Bau und stieg bald zum Baufachhilfsarbeiter auf, was seinen Verdienst von 89 auf 99 Pfennige/Stunde anwachsen ließ. Während der Wintermonate arbeitslos mit nur 15,50 DM pro Woche Arbeitslosengeld, verdingte er sich als Autowäscher und Tankwart bei einer Straubinger Autofirma, was seinen Lohn auf 60 DM/Woche erhöhte. Nebenbei spielte er Fußball bis hinauf in die A-Klasse, betätigte sich als Spielertrainer, legte die Schiedsrichterprüfung ab, wurde Beisitzer der Kreisschiedsrichtervereinigung Niederbayern und des Sportgerichts. Als Schiedsrichter erhielt er damals 12 DM Tagesspesen. Bei der Autofirma hatte er es in der

Zwischenzeit zum Tankstellenleiter gebracht. Da ihm das Angebot, für die Firma als Gebrauchtgüterhändler zu arbeiten, nicht behagte, wechselte er nach sieben Jahren als Vertreter zur Autopoliturfirma Rex. Hier hatte er nun 16 – 18 Besuche am Tage zu absolvieren und für die Firma 50 000 km pro Jahr zurückzulegen, bei nur 14 Tagen Heimaturlaub. Deshalb nahm er bald darauf das Angebot der Schlossbrauerei Irlbach an, stieg bei ihr mehrmals in besser-bezahlte Positionen auf und hielt ihr bis zu seinem Ausscheiden die Treue. Bei all seinen wechselhaften Tätigkeiten fand er, besonders in den ersten schwierigen Nachkriegsjahren, immer die Möglichkeit eines Zuverdienstes. So arbeitete er sich allmählich zu einem gutsituierten und allgemein geachteten Mann empor. Seinen Aufstieg verdankt er seiner Flexibilität, seinem Wagemut und seinem „strategischen Blick“. Diese angeführten Beispiele sind beileibe keine Einzelfälle, sie sind beinahe der Regelfall einer eine neue Heimat suchenden Gruppe, die sich schließlich in jene eingliedern will.

Eine Erklärung für solch günstigen Einflüsse der Eingliederung auf Wirtschaft und Gesellschaft gab der Volkswirtschaftler und Soziologe Werner Sombart bereits vor drei Generationen: „Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die gesamte Menschheitsgeschichte unter dem Gesichtspunkt ‚des Fremden‘ zu schreiben. In der Tat beobachten wir von den Anfängen der Geschichte an, wie im Kleinen und Großen es den Einwirkungen von außen her zuzuschreiben ist, dass die Volksgemeinschaften sich eigenartig entwickeln. Es mag sich um Religionssysteme oder technische Erfindungen, um Formen des Alltagslebens oder Moden und Trachten, um Staatsumwälzungen oder Börseneinrichtungen handeln: Immer oder wenigstens sehr häufig finden wir, dass die Anregung von ‚Fremden‘ ausgeht.“ Die Motivation der „Fremden“ zu besonderen Leistungen erwächst für Sombart aus drei Bedingungen: Unterdrückung in der Heimat, Auslese durch Bereitschaft zur Auswanderung und der Ansporn zur Bewährung in der neuen Heimat. All dies münde schließlich in eine Leistungsdynamik. Dieses Erklärungsmuster lässt sich ohne Abstriche auf die soziale Entwicklung der Flüchtlinge innerhalb der neuen Heimat übertragen.

Was ist es, was sich in der Person des Nichteinheimischen, des Fremden, als Leistung manifestiert? Sombart sieht das Hauptmotiv für den auffälligen Schaffensdrang des Fremden in dessen Entstehung selbst, nämlich darin, dass er freiwillig den Status des Fremden annimmt, also bewusst seine – bisher in der alten Heimat unterdrückte oder zurückgehaltene - Tatkraft und Entscheidungsfreude einzusetzen gewillt ist. Die einstige Entscheidung zur Auswanderung traf er in der festen Überzeugung, sich in der Fremde bessere Lebensbedingungen als in der Heimat schaffen zu können. Jetzt leitet ihn zusätzlich die Vorstellung, die Skepsis der Einheimischen durch besondere Tatkraft und Entscheidungsfreude wettmachen zu müssen.

Nach Georg Simmel ist die formale Stellung des Fremden innerhalb der neuen Gruppe eine Synthese aus Nähe und Ferne, die dem Fremden, „weil er nicht von der Wurzel her auf die singulären Bestandteile oder die einseitigen Tendenzen der Gruppe festgelegt ist“ eine besondere „Attitüde des Objektiven“ ermöglicht. Er ist unter dem Gesichtspunkt von Veränderungen der Freiere, er überblickt die Verhältnisse vorurteilsloser, misst sie an objektiveren Maßstäben und ist in seinen Handlungen nicht durch Gewöhnung, Pietät oder erstarrte frühere Lebensumstände gebunden. Fremderfahrungen von Vertriebenen und Flüchtlingen resultieren aus einem gewaltsamen Verlust von gesellschaftlich-kulturellen Lebenszusammenhängen, die im Alltag dauerhaft Urvertrauen und Selbstwertgefühl sichern.

Der Fremde besitzt demnach den Vorzug einer doppelten Perspektive, einer auf Vergleichsmöglichkeiten beruhenden größeren Flexibilität, die ihn vom Einheimischen unterscheidet. Sie eröffnen ihm die Möglichkeit, freier zu disponieren, mehrere Möglichkeiten kritisch gegeneinander abzuwägen und lenkt seinen Blick auf den neuralgischen Punkt, wo der Hebel anzusetzen ist.

Die Fähigkeit des Fremden, die Verhältnisse mit anderen Augen zu sehen, daraus Alternativen zu entwickeln, unterschiedliche Sehweisen zu eröffnen, also Neuschöpfungen in Gang zu setzen oder alte zu erleichtern, begründet die praktisch orientierte dynamische Rolle Fremder im Kulturwandel. Da der Zwang entfällt, innerhalb der Gruppe festgeschriebene Wertorientierungen zu verinnerlichen, vermag der Fremde mit Dingen zu kalkulieren, die dem Einheimischen als Tabu gelten. Seine Fähigkeit zum Kalkül, sein unvoreingenommener fremder Blick fördert Veränderungen und führt somit zu einem kulturellen Mehrwert.

Für den aber darüber hinausgehenden Wandel der deutschen Nachkriegsgesellschaft bedarf es noch zusätzlicher Erklärungsmuster. In das katholische, weitgehend auf dem Status des Agrarstaates lebende Altbayern strömten z. B. nach 1945 viele Menschen anderen Glaubens und als Nachfolger von Kolonistennahmen flexible, offene, anpassungsfähige und auch innovative Menschen. Angesichts dieser „Blutzufuhr“ geschah jedenfalls das Wunder, dass sich nunmehr nach langer zwanghafter Abkapselung der Einheimischen ein natürliches Öffnungsverlangen auftat. Es erscheint nämlich durchaus einleuchtend, dass eine lang anhaltende Abschottung, verbunden mit einem gewaltsamen Ausschluss von Fremderfahrung, eine grundsätzliche Aufnahmebereitschaft fördern kann. Ihr muss allerdings die Erfahrung vorausgehen, dass das Fremde anders ist als die lange genährten Vorurteile es aussehen ließen, dass Aufgeschlossenheit und Weltoffenheit lebensnotwendige Einstellungen sind, die erstarrte Strukturen aufbrechen und Fortschritt ermöglichen können.

Die absichtliche Behinderung der Berührung macht die Eingeschlossenheit bewusst und erzeugt den Drang zur Öffnung. Somit öffnet sich der Weg nicht nur, sondern lädt sogar zu einer wechselseitigen, wenn auch nicht immer gleichgewichtigen Beeinflussung und Veränderung ein. Dies geschah zu einem Zeitpunkt, als nach Kriegsende zwei Mill. Vertriebene und Flüchtlinge Aufnahme in Bayern suchten und fanden.

Ein Akkulturationsvorgang begann nun als ein unterschiedlich weitgehender Annäherungs- und Angleichungsprozess, der im Ergebnis Einheimische, Vertriebene und Flüchtlinge in Deutschland zu einer neuen kulturellen Einheit zusammenschweißte, auch wenn diese Gruppen nicht aufhörten, unterschiedlich zu sein.

Die deutsche Gesellschaft nahm Elemente und Prinzipien von außen auf, bezog sie auf sich, eignete sie sich an und verarbeitete sie. Die Beheimatung der Vertriebenen, wie sie in der Anerkennung z.B. der Sudetendeutschen als vierten Stamm der Bayern oder in der Übernahme der Patenschaft des Landes Baden-Württemberg für die Donauschwaben zum Ausdruck kommt, wurden entscheidend für diesen erfolgreichen Wandlungsvorgang.

Die deutsche Gesellschaft verzichtete dadurch, dass sie sich nicht gegen das Fremde abschloss nicht auf die Auseinandersetzung mit der Fremdartigkeit im eigenen Land. Eine Selbstisolation des Geistes, die sich mit dem Fremden nicht positiv auseinandersetzt, sondern es stehen bleiben lässt und bloß als Fremdes alleinstellt, all dies würde auf Dauer zu einer Auszehrung der Identität, im konkreten Falle schwäbischer oder bayerischer Identität, führen. „Identität ist nur unter Energiezufuhr lebensfähig, denn Identität ist nicht eine statische passive Eigenschaft, sondern eine ständiger Bewährung ausgesetzte aktiv tätige Kraft. Diese Energie wird vornehmlich aus der Öffnung gegenüber dem Fremden gewonnen, und so könnte Identität bei Abschluss gegen das Fremde auch wieder kollabieren, wie sich in totalitären Staaten beobachten ließ. Der positive Entfremdungsprozess des Fremden durch Öffnung gegenüber dem Fremden ist also eine notwendige Bedingung für Identitätserhaltung.“

Was lehren uns diese Ausführungen? Hinter dem für die deutsche Gesellschaft so positiven Wandel steht die Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge, aber genauso die eigene Öffnung gegenüber dem Fremden und Neuen. Die Heimatvertriebenen fanden nach gewissen Diskriminierungen zu sich selbst, brachten das bewahrte Erbe furchtbringend in ihre neue Heimat ein, passten sich aber auch an die neue Umgebung an, so dass sich auf die Dauer ein Miteinander mit den Einheimischen entwickelte. Diese Vorgänge summierten sich dank der Balance zwischen Bewahren und Anpassen zu einer Erfolgsgeschichte. Das gleiche Bild bei den Einheimischen: Sie anerkannten und schätzten nach und nach die Eigenschaften der Zugewanderten, legten ihre Reserviertheit zugunsten einer Offenheit ab, räumten den neuen

Mitbewohnern zunehmend mehr Entfaltungsraum ein. Beide Begriffe wirken also derart aufeinander ein, dass sie Erstarrung verhindern und, in richtigem Maße austariert, Erfolg und Fortschritt verbürgen.

Als in den sechziger und siebziger Jahren die positiven Kräfte der Integration voll zutage traten, zeigte die „Vätergeneration“ der Donauschwaben auch ohne besondere schulische Ausbildung ungewöhnliche Leistungen als Facharbeiter oder als kleinerer oder größerer Unternehmer. Die nachrückende „Kindergeneration“ besetzte nun aber ganz andere Positionen: Die bevorzugten Berufe waren jetzt Arzt, Zahnarzt, Lehrer an Volks- und höheren Schulen, hoher Verwaltungsbeamter, Ingenieur oder Anwalt. Aber auch erstaunlich viele Künstler sowie Sportler stammen aus dieser Generation.

Spitzenpositionen erreichten z.B. Erzbischof Anton Zollitsch, bis 2014 Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz (Jahrgang 1938 aus Filipowa); Joschka Fischer, 1998-2005 deutscher Außenminister (Jahrgang 1948, Eltern stammen aus Budakeszi/Ungarn); Volker Kauder, Fraktionsvorsitzender der CDU im Deutschen Bundestag (Jahrgang 1949, Eltern stammen aus Ruma in Slawonien); Volker Bouffier, geb. 1951 in Gießen, aber ungarndeutscher Abstammung, von 1999 – 2010 Innenminister in Hessen, seit 2010 hessischer Ministerpräsident; Horst Winterstein (1934 – 2006), geb. in Neu-Siwatz, 1980 – 1984 Fraktionsvorsitzender der SPD im hessischen Landtag und 1984 – 1987 hessischer Innenminister; Walter Kunerth war in den neunziger Jahren Generaldirektor bei Siemens (aus Kudritz im jugoslawischen Banat); Martin Winterkorn wurde 2012 weltweit zum Manager des Jahres gewählt und ist Vorsitzender des VW-Werks (Jahrgang 1947, Eltern stammen aus Ungarn); Reinhold Braschel, geb. 1942 in Semlin-Franztal, gründete 1975 in Stuttgart die Planungsgruppe IFD Dr. Braschel GmbH, ein mehrfach ausgezeichnetes Gesamtplanungsunternehmen mit ca. 300 Mitarbeitern und Büros in Stuttgart, Berlin, Bonn, Jena sowie Frankfurt/Oder mit einem 1995 zu betreuenden Bauvolumen von 1,3 Mrd. DM; Stefan Hell, geb. 1962 in Arad/Banat, erhielt 2014 den Nobelpreis in Chemie. Auf dem Gebiet der Kunst machten von sich reden: Die Schriftstellerin und Gewinnerin des Nobelpreises für Literatur 2009 Hertha Müller (geb. 1953 in Nitzkydorf im Banat, in die BR Deutschland ausgesiedelt 1977); der Geigenvirtuose Gerhart Hetzel aus Neuwerbaß (1940-1992), Konzertmeister der Wiener Philharmoniker und international bekannter Solist sowie Prof. an der Hochschule für Musik in München, die international bekannten Pianisten Robert Benz (geb. 1954 in Apatin, lebt in der Nähe von Darmstadt) und Herbert Schuch, geb. 1979 in Temesvar, kam 1988 nach Deutschland und lebt heute in Köln; als Jazzmusiker (Gitarre, Posaune), Arrangeur, Leiter einer der besten Big-Bands in der BR Deutschland und Leiter des Bundesjugendjazzorchesters (BuJazzO) Peter

Herbolzheimer (1935-2009, geboren in Bukarest, kam 1951 nach Deutschland); eine wissenschaftliche Karriere durchlief Mathias Hubert, der einen der drei deutschen Lehrstühle für Akustik in Berlin besetzte und ein Institut von Weltrang aufbaute; als Sportler traten hervor: Hansi Schmidt (Jahrgang 1942 aus Marienfeld im Banat, kam 1963 nach Deutschland), galt zusammen mit dem ebenfalls aus dem Banat stammenden, aber in Rumänien verbleibenden Hans Moser in den 60er und 70er Jahren als bester Handballspieler der Welt; Hansi Müller, geb. 1957 in Stuttgart (Eltern aus Sombor) Fußballer der deutschen Nationalmannschaft, Europa- und Vizeweltmeister, Bundesligaspieler für den VfB Stuttgart. Er ging aus dem von Donauschwaben gegründeten Club SV Rot hervor; Helmar Müller, geb. 1939 in Sombor, Batschka, einer der besten deutschen 400-m-Läufer der sechziger Jahre, gewann 1968 in Mexico-City mit der 4x400-m-Staffel die Bronzemedaille.

Diese Namen legen Zeugnis davon ab, dass Donauschwaben oder deren Abkömmlinge die gegenüber der alten Heimat wesentlich günstigeren Bedingungen in Deutschland für bemerkenswerte Karrieren nutzen konnten und mit ihren Leistungen zum deutschen Gemeinwohl bzw. internationalen Ansehen beitrugen, ohne dass jemand die Frage nach ihrer Herkunft aufwarf. Die Integration ist nicht nur gelungen, sondern abgeschlossen.

Blickt man auf den Integrationsprozess insgesamt zurück, der sich über drei Generationen hinzieht, so fallen bei den Donauschwaben fünf charakteristische Kennzeichen auf:

1. Die Donauschwaben übernehmen freiwillig Arbeiten, die mit Urbarmachung, letztlich Kolonisation von Mangelgebieten bzw. Ödland zu tun haben und legen dabei die alten „Kolonistentugenden“ an den Tag.
2. Die Donauschwaben sind von der Zielvorstellung getrieben, sich nach dem Krieg so rasch wie möglich ein eigenes Haus zu bauen oder ein Eigenheim zu erwerben. Etwa 80 Prozent gelingt dies zu dem unglaublich frühen Zeitpunkt Mitte bis Ende der fünfziger Jahre.
3. Die Donauschwaben der ersten Generation sind wegen ihrer bäuerlichen Grundstruktur mehr als andere Gruppen gezwungen, in bisher unbekanntem Berufen zu arbeiten und bewähren sich dabei außerordentlich. Andererseits erreichen sie ihren sozialen Aufstieg mehr noch dank organisatorischen und handwerklichen Geschicks als durch Weiterbildung. Gerade dieser Umstand bringt ihnen Achtung und Anerkennung der binnendeutschen Umwelt ein.
4. Die erste Kindergeneration besucht in überdurchschnittlich hoher Zahl höhere Schulen und Universitäten. Dies ist in der Kompensation einer Minderbewer-

tung begründet. Diese Generation wurzelt teilweise noch in alten donauschwäbischen Strukturen, wenn sie sich auch stark von ihnen emanzipiert.

5. Die zweite Kindergeneration ist von gleichaltrigen Einheimischen nicht mehr unterscheidbar. Rudimentär sind aber immer noch alte „donauschwäbische“ Tugenden auszumachen.

Dieser sich über drei Generationen hinziehende breit gefächerte Integrationsprozess lief auf beiden Seiten nicht ohne Härten ab. Aber der objektivere Blick der Fremden, die Freiheit von eingewurzelten Traditionen und überkommenen einengenden Strukturen ermöglichten nicht nur Innovationen auf der einen, sondern auch das Durchbrechen von erstarrten Konventionen auf der anderen Seite. Eine erfolgreiche Integration führt somit zu einer Verbesserung der gesamtgesellschaftlichen Infrastruktur, hebt ihre durchschnittliche Wertigkeit. Eine Angleichung an die bestehende Gesellschaft und ein nachträgliches Aufgehen in ihr bewirkt lediglich deren quantitative Erweiterung; sie erhält dann keine neuen, fruchtbringenden Impulse, genauso unterbleibt eine Konfrontation mit neuen Verhaltensformen, Traditionen oder mitgebrachten „Neuerungen“. Assimilation und Dissimilation sind mit Druck bzw. unnatürlicher Abgrenzung verbunden und hemmen daher die Entfaltung einer freien, fortschrittlichen, dynamischen Gesellschaft. Damit gewinnen wir ein Modell, wie es künftig, unter gewissen Abstrichen, für das Zusammenleben mit den Ausländern in unserem oder, über die Grenzen hinweg, mit unseren europäischen Nachbarn erfolgreich sein kann.